

Trewula

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 18. Juli

Der Traum.

Don Georg Küffer, Bern.

Wenn des Tages lichte Wimper sinkt,
Abendfrieden golden erdwärts blinkt:
Wacht die Seele auf, dehnt Glied um Glied,
Eh' sie sternwärts durch die Lüfte zieht.

Schwenkt zum Gipfel, der den Welttraum wiegt!
Hält, vom Ewigkeitsgefühl umschmiegt,
Laute Zwiesprach durch die stille Nacht
Mit des Sternenrätfels Strahlenpracht.

Als ob sie ein Zauberwort gebraucht,
Teilt das Dunkel sich, und singend taucht
Welt um Welt von fern empor und zieht
Nach dem Gipfel, wo sie betend kniet.

Ihre Arme streckt sie aus — da weicht
Alles wieder fernwärts und erbleicht —
Wie in einem irrenden Gemüt
Flüchtig nur ein Gottesahnen blüht.

All' die Heiligkeit der Nacht zerrinnt,
Wenn der Tag am Leben weiterspinnt —
Und die Seele steigt durch dunkle Kluft
Wieder heim in ihre Tagesgruft.

Trewula.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

1

I.

Es war einmal ein Prinz, dem die Loeden lang und schwarz im Winde flogen und dunkle Augen mächtig aus einem weißen Gesichte blickten. Sein Vater war ein König über Land und Städte, der Prinz aber hauste in einem Schlosse im Walde, das so verborgen war, daß nur Wenige wußten, wo es lag. Der Prinz trug den Namen Richmut, und daß er so einsam hauste, das lag daran, daß er der dritte Sohn seines Vaters und diesem unlieb war. Es fehlte indessen auch diesem verstoßenen Sohne nichts. Er hatte Diener und Lehrer und eine strenge große und starke Frau, die einst seine Amme gewesen war, zur Wächterin über sein leiblich Wohl und die Mägde des Schlosses. Der Prinz wuchs aus den Knabentagen in die Jünglingsjahre hinauf, und zwei graue Männer leiteten ihn. Der eine im schwarzen Samttalar saß mit ihm über Büchern, von denen ein Gemach im Schlosse alle Wände bis an die Diele bestellte hatte. Der andere im grünen Rock nahm ihn in die wilden, gewaltigen Wälder und lehrte ihn reiten und jagen. Richmut wurde ein Meister in allem, was ihn gelehrt wurde; denn er hatte einen eisernen Körper und einen klaren und scharfen Geist. Die Natur hatte alle ihre Gaben auf ihn ausgestreut. Er schlug die Laute und sang

dazu mit einer wohlkautreichen Stimme; und er führte Stift und Pinsel mit so großem Können, daß er ein Künstler geworden wäre, wenn er kein Prinz gewesen.

Unter Lernen und ritterlichen Spielen verran sein Leben, und da er es von Jugend auf, zum mindesten so lange er denken konnte, nie anders gewußt hatte, so fiel ihm nicht auf, daß er mit keinem Menschen seines Alters Umgang hatte, sondern, daß nur Grauköpfe und außer seiner Amme Gerda kein weibliches Wesen ihm unter die Augen kam.

Einmal wurde es Frühjahr. Prinz Richmut saß in einem Turmgemach seines Schlosses am offenen Fenster und die Stimmen eines sonnigen Morgens drangen zu ihm herein. Vor ihm stand die Staffelei mit einer angefangenen Leinwand, allein das Leuchten und Vogelsingen draußen machte ihn unruhig und müßig. Er lehnte sich in das Fenster. Er kannte das Bild, das sich ihm bot, seit langem, allein seine Augen hatten es stets nur flüchtig oder gleichgültig gestreift. Heute klopfte sein starkes Herz wie das eines empfindsamen Mädchens.

Das Schloß Waldfried stand auf einem dichtbewaldeten Hügel, der von andern Anhöhen so hoch und lückenlos umschlossen war, daß sie die Prinzenburg vor aller

Welt verbargen und wiederum den Bewohnern des Schlosses keinen andern Anblick als den von Wald und Himmel gestatteten. Aber Wald und Himmel waren heute wie zwei Wunder. Sie strahlten in tiefer, satter Farbe, das eine blau, das andere grün, und sie waren lebendiger denn je zuvor; die Vögel flikten durch das Blau des Himmels, trugen auf ihren Flügeln die Sonne und warfen damit kleine blinkende Perlen in die Luft, so als ob die Sonne goldene Flut wäre, in welcher sie badeten und die sie versprühten.

Durch den Wald aber oder durch die vielen mächtigen Wälder schwebten feierliche Winde. Man sah sie nicht und sah sie doch; denn sie brachen an irgend einer Stelle in den Forst und an dem Reigen und Schwanken der Bäume sah man ihr Vordringen. Ihre Macht wuchs mit dem Wandern und auf den Rämmen der Waldhügel schwangen sie sich frei. Da wogten und schlugen die Baumäste, und schien es, als ob diese die Winde mit schwingenden Armen halten wollten.

Prinz Richmut sah das alles wie zum ersten Mal. Es bildete einen seltsamen Gegensatz zu der stillen Einsamkeit seines Gemaches. Es hatte etwas Lockendes, Hinausrufendes.

Nach einer Weile erhob er sich, um in den Wald hinunterzusteigen. Er traf an der Tür zwei Wache haltende Knechte, und sie schickten sich an, ihm zu folgen, aber er wies sie fast zornig zurück. Er wollte allein sein.

Ueber die Zugbrücke schritt er, unter welcher in gährender Tiefe ein wasserarmer Bach durch Walddickicht zog. Wald nahm ihn auf, kaum daß er die Brücke verlassen hatte, und sein Pfad fiel so steil in das Tal hinab, daß er Not hatte nicht ins Laufen zu kommen. Es war aber eine wunderbare Stille und Kühle rings um ihn. Nur die Baumkronen rauschten und manchmal klang ein Vogellocken. Als ein Reh durch die Walddämmerung floh, erwachte der Jäger in Richmut, und er bereute, die Armbrust daheim gelassen zu haben, allein in demselben Augenblick wunderte er sich, daß er, wenn er, das Gewissen im Arm, den Wald durchzogen hatte, noch nie so wie heute, alle die kleinen Stimmen in Laub und Tannen gehört. Er erreichte den Bach an einer Stelle, wo dieser sich teilte und den Burghügel in zwei Armen umzog. Der Himmel war Richmut verloren gegangen; denn der Wald war hier so dicht, daß die Bäume auch den Weg mit ihren Ästen überspannten. Schatten und Schweigen war ringsum. Aber wie er nie zuvor darauf geachtet, so klang ihm auch das Murmeln des Wassers, das er jetzt hörte, fremd und lieblich. Der Bach schimmerte zwischen den Stämmen hervor, grün und blau an seinen tiefen Stellen, weiß dort, wo ein Wellchen über einen Stein sich wälzte.

Plötzlich erblickte Richmut zwei Frauen, die am Bache wuschen. Die eine war klein, fast ein Kugelweiblein, und hatte graues, krauses Haar. Von der andern Haar und Haupt war nichts zu sehen, denn sie trug ein Tuch um den Kopf geschlungen, und es war nicht zu erkennen, ob sie jung oder alt sei, nur war sie von schönem Wuchs, nicht klein und nicht groß, und ihre nackten Arme, mit denen sie ins Wasser tauchte, waren rund und hatten einen sanften Glanz wie weiße, klare Milch. Unwillkürlich verhielt der

erstaunte Prinz den Schritt. Die kleine Alte fuhr erschrocken empor und wollte ihre Wäsche zusammenraffen und sich zur Flucht wenden. Sie griff dabei nach der Gefährtin Handgelenk, wie um sie eilig mit fortzuziehen. Diese aber stand nun aufgerichtet und wendete ihr Antlitz dem Prinzen zu. Das Tuch war ihr in den Nacken geglitten, und Richmut sah, daß zu den weißen Armen ein ebenso milchweißes Gesicht mit glatten aschblondem am Hinterkopfe lose zu einem Knoten gebundenen Haare gehörte. Aus blauen Augen sah die Magd ihn ebenso erstaunt und neugierig an, wie er sie, und achtete nicht auf die ängstliche Eile der Alten.

„Bleibt! Ich tue Euch nichts!“ sagte Richmut mit einem lauten Lachen. Die Alte neigte sich verlegen und sagte mit zitternder Stimme: „Verzeih, Herr, wir hörten kein Hornzeichen, noch ahnten wir, daß Du diesen Weg kommen würdest?“

„Von welchem Zeichen sprecht Ihr?“ fragte der Prinz.

Da wurde die Alte erst recht verwirrt und stotterte: „Ja, weißt Du denn nicht?“

Nun stieg Richmut das leicht erregbare Blut.

„Rede,“ herrschte er. „Bin ich ein Raubtier, daß man Euch warnt, wenn ich komme.“

„Gerda, unsere Herrin, will nicht, daß wir Mägde Dir begegnen,“ gestand die Alte. „So ruft ein Hornzeichen uns in die Burg, wenn Du ausziehst.“

Richmut lachte abermals, aber rauh und zornig.

„Wie heißt Du?“ fragte er die Frau und sie nannte sich: „Trud.“ Schon wollte der Prinz sich weg wenden, da begegnete er mit den Augen abermals denen der jungen Magd, die noch immer staunend und, wie von seinem Anblick gebannt, da stand. Er fragte auch nach ihrem Namen und die alte Trud trug die Stirn ganz von Blut überloht und antwortete: „Das ist meine Tochter Trewula.“ Dann aber zog sie die Blonde mit solcher Kraft von hinnen, daß diese ihr folgen mußte und in hastiger Flucht verschwanden die beiden im Gehölz. Die Wäsche der Trewula war am Bache zurückgeblieben.

„Seltsam,“ dachte Prinz Richmut und er wußte nicht recht, ob er noch zürnen oder sich an dem Vorgefallenen vergnügen sollte. Nachdenklich schaute er in das Wasser, das zu seinen Füßen rieselte und da geschah es sonderbar, daß aus diesem wie aus einem Spiegel das Antlitz der Trewula ihn anblickte.

Er schaute und schaute und wußte am Ende kaum mehr, was er sah. In seinem Herzen aber hob ein leises, brennendes Verlangen an, Trewula wiederzusehen. Er trug eine Neugier nach ihr in sich, die zugleich eine Art Reue war, als ob er sie nicht recht betrachtet hätte und nun wußte, daß es an ihr vieles zu sehen gäbe. Er vergaß, weshalb er sich auf seinen Weg begeben und stieg bald nachher halb im Traum wieder den Waldpfad hinan, den er gekommen. Vögel und Wind hörte er nicht mehr.

Im Burghof traf er die Beschließerin Gerda und bei ihrem Anblick stieg ihm das Blut abermals. Er fragte nicht eben sanft, weshalb sie den Schloßmägden verboten, seinen Weg zu kreuzen.

Die strenge und starke Frau hob die schwarzen Brauen in leisem Erstaunen über den Zornigen. Dann sagte sie:

„Vielleicht reden wir davon besser nicht hier, Prinz Richmut, wo mehr Augen als Fenster auf uns schauen.“

Das dünkte Richmut verständig, und er duldete es ohne Widerrede, daß die Frau ihm ins Turngemach folgte, wo er vordem allein gegessen hatte. Unterwegs hatte er bedacht, wie sie schweigend aber unermüdlich sich für sein Wohl und seine Freude zu mühen pflegte und als er droben im Armstuhl vor ihr, die aufrecht stand, saß, war die Neugier in ihm größer als der Grimm. „Nun?“ fragte er halb lächelnd.

„Es ist des Königs, Deines Vaters Wille,“ sagte sie. „Aber wenn er mich gefragt hätte, würde ich ihm gleichfalls so geraten haben.“

Richmut fuhr sich mit der Hand sinnend in die schwarzen Locken: „Weshalb?“ fragte er.

„Weil Du die Blumen der Welt erst sehen sollst, wenn Dir die weite Welt selbst aufgeht.“

Richmut blickte zu Boden.

Und wieder sah er das Gesicht Trewulas, wie er es im Bache gesehen, als sei es auf die Planken des Gemachs hingezeichnet.

„Von heute an will ich, daß das Verbot nicht mehr gelte,“ sagte er ganz leise.

„Herr,“ mahnte die Amme.

Aber er fuhr so jäh aus seinen Sinnen und sein Blick loderte so stolz, daß sie sah, wie er erwacht und kein Kind mehr war. Da schwieg sie und verließ das Gemach.

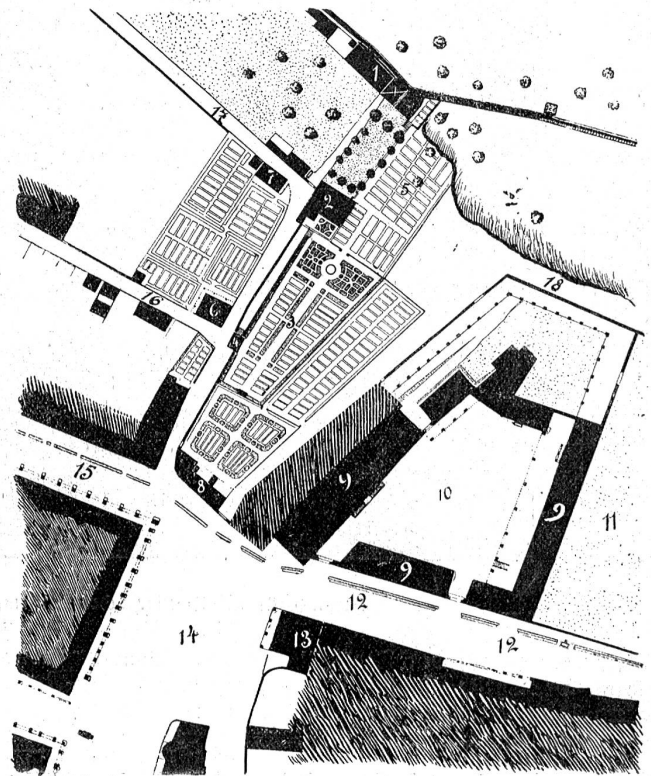
Am frühesten Morgen des nächsten Tages gewahrte Prinz Richmut vom Fenster aus, wie zwei Frauen mit Bündeln auf dem Rücken gleich Vertriebenen über die Zugbrücke dem Walde zuschritten. Er fuhr nieder, wie der Blick holte die Fliehenden ein und fand bestätigt, was er geahnt, daß es die Trud mit ihrer Tochter war. Obgleich die Alte flehte und zitterte, zwang er sie, in die Burg zurückzukehren, und er selbst schritt hinter ihnen.

Trewula ging still und ohne Staunen. Nur wenn ihr Auge auf Richmut fiel, war es, als leuchte es fromm wie in der Kirche.

Im Burghof zog Richmut selbst die Glocke, die alles Gefinde zusammen rief. Als aber nur seine grauen Lehrer und die Knechte kamen, herrschte er sie an, daß auch die Weiber zur Stelle mühten, und sein Zorn zwang sie, daß keiner zu widersprechen wagte. Noch ehe indessen einer die Frau zu rufen vermochte, kam Gerda, die Amme, selbst an der Spitze einiger derselben gegangen und aus der und jener Tür traten andere und sahen scheu und demütig auf den

jungen Herrn, den sie bisher nur heimlich umlauert und der sie selbst nie von Angesicht geschaut.

Die Trud stand wie geschlagen in einer Ecke des Hofes, Trewula aber hielt neben ihr noch das Bündel auf dem



Grundriss des Waisenhausplatzes im Zustande von 1782.

aufrechten Rücken und richtete ihre Augen auf Prinz Richmut; die andern vergaß sie alle.

Richmut sprach mit lauter Stimme: „Von heute an soll keine Heimlichkeit in dieser Burg sein. Mein sind Schloß und Wald und Land hier weit herum und mir allein zugehörig von meiner Mutter her. Mein Wort gilt hier, seit ich mündig bin, und ich ward es drei Tage anher. Bei meinem Zorn wage keiner vor mir sich selbst oder das was meines Besitzes ist, zu verstecken. Geh!“

Sie fühlten alle, daß er seine Gewalt erkannt. Die grauen Lehrer wußten, daß er ihnen plötzlich die Zügel aus den Händen gerissen.

Schweigend zerstreuten sich alle wieder, wie er sie hieß. Nur Gerda die Amme und die zwei Flüchtigen blieben im Hofe.

(Fortsetzung folgt.)

Der untere Waisenhausplatz und das burgerliche Waisenhaus in Bern.

Nicht immer zeigte der Teil unserer Stadt, den wir den Waisenhausplatz nennen, das uns heute gewohnte Bild: eine saubere ebene Asphaltfläche und hohe Häuserreihen darum. Die Geschichte des Platzes ist verhältnismäßig jung; sie beginnt mit dem Jahre 1782, in welchem Jahre er in seinen wesentlichen Grundzügen geschaffen worden ist. Seinen Namen erhielt er von dem schönen Haus hinter den hohen

Pappelbäumen, dem burgerlichen Waisenhaus. Vor dieser Zeit haben ihn Gärten, Gartenhäuschen, Ställe und das alte Zeughaus bedeckt.

Die damalige Gestaltung ist aus dem Grundriß ersichtlich, den uns die Firma Kaiser & Co. aus ihrem Verlagswerte Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Die Ziffern in der